

Zu diesem Buch

Cassandra Palmer kann die Zukunft voraussehen und mit Geistern sprechen. Diese Gabe macht sie zur Zielscheibe für die Toten und die Untoten. Die Geister der Toten sind dabei das geringere Übel. Sie sind eigentlich ungefährlich, nur reden sie viel ... sehr viel. Die Untoten dagegen sind ein anderer Fall. Wie jede anständige junge Frau versucht Cassie, Vampiren aus dem Weg zu gehen. Doch als ein Blutsauger sie aufspürt, der mit ihr noch eine Rechnung offen hat, muss Cassie sich an den mächtigen Vampirsenat wenden und um Schutz bitten. Den gibt es allerdings nicht umsonst. Cassie muss den Untoten mit ihren Kräften bei einer übernatürlichen Verschwörung helfen, ausgerechnet an der Seite eines äußerst attraktiven Blutsaugers ...

Karen Chance lebte in Frankreich, Großbritannien und Hongkong, kehrte aber stets wieder zurück in ihre amerikanische Heimat. Derzeit hat sie sich in Orlando, Florida, niedergelassen. »Untot mit Biss«, der Auftakt zu einer spannenden, heiteren und romantischen Serie um die Heldin Cassie Palmer, wurde in den USA ein großer Erfolg. Weiteres zur Autorin:
www.karenchance.com



Karen Chance

Untot mit Biss

ROMAN

Aus dem Amerikanischen von
Andreas Brandhorst

Piper München Zürich

Mehr über unsere Autoren und Bücher:
www.piper.de

Deutsche Erstausgabe

November 2008

© 2006 Karen Chance

© der deutschsprachigen Ausgabe:

2008 Piper Verlag GmbH, München

Umschlagkonzeption: Zero, München

Umschlaggestaltung: HildenDesign, München –
www.hildendesign.de

Umschlagabbildung: Larry Rostant

Satz: Filmsatz Schröter, München

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany ISBN 978-3-492-29183-5

Eins

Ich wusste, dass ich in Schwierigkeiten war, als ich die Todesnachricht sah. Der Umstand, dass mein Name darüberstand, bot einen klaren Hinweis. Allerdings konnte ich mir keinen Reim darauf machen, wie sie mich gefunden hatten und wer der Typ mit dem Sinn für Humor war. Antonio war nie ein großer Komiker gewesen. Ich wusste nicht, ob es daran lag, dass er nicht mehr lebte, oder daran, dass er schon immer ein griesgrämiger Mistkerl gewesen ist.

Der Artikel nahm auf dem Monitor meines Büro-PCs den Platz des üblichen Reisebüro-Logos ein. Es sah nach einem Zeitungsausschnitt aus, den jemand eingescannt und dann zum Bildschirmhintergrund gemacht hatte. Als ich mich vor einer halben Stunde auf den Weg gemacht hatte, um mir einen Salat zu holen, war das Ding noch nicht da gewesen. Wenn ich nicht so ausgeflippt gewesen wäre, hätte ich mich vielleicht davon beeindruckt lassen. Es überraschte mich, dass Tonys Schergen überhaupt wussten, was ein Computer war.

Ich suchte im Aktenschrank nach meiner Waffe, während ich die Beschreibung des grausigen Todes las, den ich an diesem Abend sterben sollte. In meiner Wohnung hatte ich eine bessere Waffe und außerdem einige weitere Überraschungen, aber es war vermutlich keine gute Idee, dorthin zurückzukehren. Eine Knarre bei mir zu tragen, wäre ein ziemliches Risiko gewesen, und deshalb begnügte ich mich mit einer Dose Pfefferspray in der Handtasche, für unangenehme Zeitgenossen auf der Straße bestimmt. Nach mehr als drei Jahren relativer

Sicherheit stellte ich sogar die Notwendigkeit dafür infrage. Ich war nachlässig geworden und konnte nur hoffen, dass es mich nicht das Leben kostete.

Meinem Namen folgte die Schilderung eines beklagenswerten Zwischenfalls, der mich, einen unbekanntem Gewehr-schützen und zwei Kugeln im Kopf betraf. Der Zeitungsartikel trug das Datum des nächsten Tages, aber das Ereignis sollte heute Abend stattfinden, um 20:43 Uhr in der Peachtree Street. Ich sah auf die Uhr. Zwanzig vor acht – man gab mir einen Vorsprung von einer Stunde. Das erschien mir zu großzügig für Tony. Vermutlich lebte ich nur deshalb noch, weil es für jemanden, der dauernd irgendwelche Leute umbrachte, zu einfach war, mich sofort um die Ecke zu bringen. In meinem Fall wollte er etwas Besonderes.

Schließlich fand ich meine Smith & Wesson 3913 unter einem Prospekt, der für eine Seereise nach Rio warb. Ich fragte mich, ob das ein Zeichen war. Und wenn schon, ich hatte nicht genug Knete, um das Land zu verlassen, und eine pausbäckige, blauäugige Blondine wäre unter all den dunkelhäutigen Senhoritas bestimmt aufgefallen. Außerdem wusste ich nicht, ob Tony Verbindungen in Brasilien hatte. Auszuschließen war das nicht. Wenn man lange genug auf der Welt war, um sich daran zu erinnern, Michelangelo unter den Tisch getrunken zu haben, hatte man Zeit genug, Beziehungen zu knüpfen.

Ich zog ein Päckchen Kaugummi aus dem Waffenfach in meiner Handtasche und schob die Smith & Wesson hinein. Sie passte so gut, als wäre sie dafür bestimmt, und dieser Eindruck täuschte nicht. Ich hatte die Waffe – meine erste – und drei solche Handtaschen vor fast vier Jahren gekauft, auf die Empfehlung eines FBI-Typen namens Jerry Sydell. Wie viele Leute hatte er mich für bekloppt gehalten, aber da ich dabei behilflich gewesen war, eine der größten Verbrecherorganisa-

tionen in Philly auffliegen zu lassen, bot er mir kostenlosen Rat an. Er half mir dabei, die halbautomatische Pistole Kaliber 9 mm auszuwählen, deren Griff klein genug für meine Hände war und die doch alles auf zwei Beinen abschreckte. »Außer Geister und Ghule«, hatte Jerry mit einem Grinsen hinzugefügt. »Mit denen musst du allein fertig werden.« Zwei Wochen lange hatte er mich jeden Tag zum Schießstand mitgenommen und mich zu dem Punkt gebracht, dass ich die Wand einer Scheune zwar nicht traf, aber auch nicht sehr weit danebenschoß. Ich hatte weiter geübt, wann immer ich Zeit und Geld dafür fand, und inzwischen brachte ich es fertig, eine Scheune zu treffen – wenn sie groß war und ich etwa drei Meter vor ihr stand. Insgeheim hoffte ich, dass ich nie auf etwas anderes schießen musste. Es war nicht meine Schuld, dass ich nicht dafür taugte.

Jerry mochte mich – ich erinnerte ihn an seine älteste Tochter –, und er wollte vermeiden, dass ich auf die schiefe Bahn geriet. Er dachte, ich wäre an die falschen Leute geraten, in einem Alter, in dem ich es nicht besser wusste – was auf eine Weise stimmte, die ihn erstaunt hätte. Er vermutete, dass ich später Vernunft angenommen und beschlossen hatte, als Kronzeuge aufzutreten. Wie er die Tatsache erklärte, dass eine zwanzigjährige Waise all die inneren Vorgänge eines wichtigen Syndikats kannte, würde mir immer ein Rätsel bleiben. Glauben an den »Hexerei-Unfug«, wie er es nannte, spielte dabei gewiss keine Rolle. Jerry glaubte nicht ans Übernatürliche, gleich welcher Art. Da ich nicht wollte, dass er mich irgendwo in eine Gummizelle sperrte, ließ ich meine Visionen unerwähnt und wies auch nicht darauf hin, wie nahe er mit seiner Bemerkung über Geister und Ghule der Wahrheit gekommen war.

Ich war immer eine Art Magnet für Geister gewesen. Viel-

leicht lag es an der Sache mit der Hellseherei; ich wusste es nicht. Tony wählte die Dinge, mit denen ich mich befassen konnte, immer sorgfältig aus – er fürchtete, dass ich einige meiner Fähigkeiten gegen ihn verwenden könnte, wenn ich zu viel wusste –, und deshalb kannte ich mich mit meinen Talenten nicht sehr gut aus. Es war durchaus möglich, dass sich meine Attraktivität für die Geisterwelt darauf zurückführen ließ, dass ich ihre Bewohner sehen konnte: Für einen Geist musste es enttäuschend sein, bei Leuten zu spuken, die gar nichts von ihm wussten. Womit ich nicht sagen will, dass sie bei mir spukten. Aber sie gaben gern ein wenig an, wenn ich in der Nähe war.

Manchmal war das gar nicht so übel, wie zum Beispiel bei der alten Frau, der ich als jugendliche Ausreißerin in einer Gasse begegnete. Ich neigte dazu, Geister so zu sehen, als hätten sie feste Gestalt, insbesondere wenn sie neu und stark waren, und deshalb hatte es eine Weile gedauert, bis ich sie als das erkannte, was sie war. Sie fungierte als eine Art Schutzengel für ihren Enkel, den sie mit großgezogen hatte. Sie starb, als er zehn war, und der Freund ihrer Tochter begann sofort damit, ihn zu schlagen, als sie zusammenzogen. Kaum einen Monat später lief der Junge weg. Die Alte sagte mir, dass sie nicht ein Jahrzehnt damit verbracht hatte, über ihn zu wachen, um ihn jetzt im Stich zu lassen, und Gott hätte sicher nichts dagegen, ein wenig auf sie zu warten. Auf ihre Bitte hin gab ich dem Jungen genug Geld für eine Busfahrt nach San Diego, wo seine Schwester lebte. Natürlich sprach ich mit Jerry nicht über so etwas. Er glaubte nicht an Dinge, die er nicht sehen, berühren oder erschießen konnte, was die Gesprächsthemen ein wenig einschränkte. Natürlich glaubte er auch nicht an Vampire, bis er es eines Nachts mit einigen von Tonys Typen zu tun bekam – sie zerfetzten ihm die Kehle.

Ich wusste, was geschehen würde, denn ich *sah* seine letzten Sekunden, als ich ins Bad ging. Wie üblich bekam ich ein deutliches Bild in allen Farben, ein persönliches Aus-nächster-Nähe-Ticket für das blutige Schauspiel, wodurch ich riskierte, auf dem glatten Boden des Badezimmers auszurutschen und mir den Hals zu brechen. Als mein Zittern so weit nachgelassen hatte, dass ich telefonieren konnte, wählte ich die für Notfälle bestimmte Nummer des Zeugenschutzprogramms. Doch die Beamtin wurde misstrauisch, als ich nicht sagen wollte, woher ich wusste, was geschehen würde. Sie versprach, Jerry zu benachrichtigen, war aber nicht sehr begeistert davon, ihn am Wochenende zu stören. Also rief ich Tonys Oberhalunken an, einen Vampir namens Alphonse, und erinnerte ihn daran, dass er herausfinden sollte, wo Vater Staat mich versteckt hatte – anstatt zu riskieren, den Vampir-Senat zu verärgern, indem er Menschen tötete, die gar nichts wussten. Jerry nützte ihnen nichts, denn seine Informationen würden in Kürze überholt sein.

Ich war nie sehr erfolgreich gewesen, wenn es darum ging, das Ergebnis meiner Visionen zu ändern, aber ich hoffte, dass die Erwähnung des Senats genügte, um Alphonse nachdenklich zu machen. Der Senat war eine Gruppe von sehr alten Vampiren, die Gesetze beschlossen, an die sich die weniger mächtigen Vampire halten mussten. Von Menschen hielten sie nicht mehr als Tony, aber sie legten Wert auf die Freiheit, nur ein Mythos zu sein, und sie vermieden es, die Aufmerksamkeit der Sterblichen zu wecken. Dazu gehörte die Ermordung von FBI-Beamten, die für erhebliche Unruhe gesorgt hätte. Aber Alphonse kam mir nur mit den üblichen Ausflüchten und versuchte, mich hinzuhalten, während seine Leute den Anruf verfolgten. Letztendlich konnte ich nur dafür sorgen, dass ich in einem Bus auf dem Weg aus der Stadt saß, als die Burschen

vor meiner Tür standen. Da die Behörden die Existenz von Vampiren nicht einmal zugaben, hielt ich es für eher unwahrscheinlich, dass sie mich vor ihnen schützen konnten. Ich glaubte, auf mich allein gestellt besser dran zu sein, und drei Jahre lang hatte ich recht damit behalten. Bis jetzt.

Ich steckte nur die Waffe ein und hielt mich nicht damit auf, andere Dinge aus dem Büro mitzunehmen. So war das, wenn man um sein Leben rannte – es schränkte die Prioritäten ein. Mit einer 9 mm ließ sich gegen Vampire nicht viel ausrichten, aber für kleinere Aufgaben griff Tony oft auf die Hilfe menschlicher Strolche zurück. Ich hoffte sehr, dass er mich nicht für wichtig genug hielt, ein echtes Talent zu beauftragen. Die Vorstellung, einige Kugeln in den Kopf zu bekommen, reizte mich nicht sehr, aber noch weniger gefiel mir die Aussicht, zu einem dauerhaften Erwerb für Tony zu werden. Er hatte mich nicht verwandelt, weil er Erfahrungen mit einem Helseher gesammelt hatte, der alle seine Fähigkeiten verlor, als er zum Vampir wurde. Meine Talente waren ihm zu wichtig gewesen, ein solches Risiko einzugehen. Jetzt befürchtete ich, dass er es vielleicht darauf ankommen lassen wollte. Wenn ich meine Fähigkeiten nach der Verwandlung verlor, konnte er mir einen Pflock durchs Herz rammen und sich dadurch für all die Probleme rächen, die ich ihm bereitet hatte. Wenn nicht, bekam er eine unsterbliche Adeptin mit garantierter Loyalität, denn es war fast unmöglich, gegen die Wünsche des Vampirs zu handeln, der einen geschaffen hatte. Aus seinem Blickwinkel gesehen, konnte er dabei gar nicht verlieren, vorausgesetzt natürlich, er überwand seinen Zorn lange genug, um sich darüber klar zu werden. Ich überprüfte die Waffe und vergewisserte mich, dass das Magazin voll war. Wenn sie mich erwischten, wollte ich mich auf jeden Fall zur Wehr setzen. Und ich war bereit, mir die letzte Kugel zu ver-

passen – auf keinen Fall wollte ich zulassen, dass der Mistkerl zu meinem Herrn und Meister wurde.

Im Gegensatz zum letzten Mal musste ich noch etwas erledigen, bevor ich mich auf und davon machte, um erneut ein neues Leben zu beginnen. Ich verließ das Reisebüro, und zwar fix, für den Fall, dass Tonys Jungs entschieden, die Deadline etwas vorzuverlegen. Sicherheitshalber verzichtete ich darauf, durch die Eingangstür zu gehen, zwängte mich stattdessen durchs Toilettenfenster. Im Fernsehen sah das immer ganz leicht aus. Ich endete mit einer Schramme am Oberschenkel, einem aufgerissenen Strumpf und einer aufgebissenen Lippe – ich hatte versucht, nicht laut zu fluchen. Schließlich schaffte ich es hinaus, lief durch eine schmutzige Seitenstraße zu einem Parkhaus und von dort zu einem Waffle House. Der Weg war kurz, aber nervenaufreibend. Vertraute Gassen erschienen mir plötzlich wie das ideale Versteck für Tonys Halunken, und jedes Geräusch klang wie eine Waffe, deren Hahn gespannt wurde.

Auf dem Parkplatz des Waffle-House-Restaurants gab es helles Halogenlicht, und ich kam mir schrecklich ungeschützt vor, als ich ihn überquerte. Zum Glück befanden sich die Telefonzellen im Schatten an der Seite des Gebäudes. Ich blieb vor der noch funktionierenden stehen, holte einige Münzen aus der Handtasche und wählte, doch im Club nahm niemand ab. Ich ließ es zwanzig Mal klingeln, biss mir dabei erneut auf die Lippe und versuchte mir einzureden, dass es nichts bedeutete. Es war Freitagabend. Vermutlich ging es in dem Laden heiß her, und niemand hörte das Telefon. Oder sie waren zu beschäftigt, um ranzugehen.

Es dauerte eine Weile, zu Fuß dorthin zu gelangen, und dafür gab es zwei Gründe. Erstens versuchte ich, außer Sicht zu bleiben, und zweitens musste ich vorsichtig sein, um zu ver-

meiden, in den neuen hochhackigen und bis über die Knie reichenden Stiefeln mit dem Fuß umzuknicken. Ich hatte sie gekauft, weil sie gut zu dem hübschen ledernen Minirock passeten, zu dem mich eine Verkäuferin überredet hatte. Nach der Arbeit hatte ich die Leute im Club damit beeindruckend wollen, doch für schnelles Laufen eigneten sie sich nicht sonderlich. Man hielt mich für eine tolle Hellseherin, aber kein Bild von der Zukunft hatte mich darauf hingewiesen, dass es an diesem Abend besser gewesen wäre, Turnschuhe zu tragen. Genauso verhielt es sich mit den Lotterien, bei denen ich nie gewann. Ich *sah* nur den Kram, der mit Albträumen oder ernstesten Alkoholproblemen zu tun hatte.

Es war einer jener heißen Georgia-Abende, an denen sich die Luft wie eine schwere Decke auf der Haut anfühlte und die Luftfeuchtigkeit gegen hundert Prozent tendierte. Vager Dunst zeigte sich im Glühen der Straßenlaternen, doch der größte Teil des Lichts stammte vom Mond, dessen Schein sich auf den regennassen Straßen widerspiegelte und Pfützen in Silber verwandelte. Die Dunkelheit hatte den Gebäuden in der Innenstadt die Farben genommen und ihnen ein weiches Grau gegeben, das mit den Schatten verschmolz und die Spitzen der Wolkenkratzer verbarg. An diesem Abend wirkte die Altstadt wie ein Stück lebendige Vergangenheit, insbesondere als ich am Margaret Mitchell House in der West Peachtree vorbeikam. Es erschien mir völlig normal, als eine jener von Pferden gezogenen Kutschen um die Ecke kam, die Touristen durch die Stadt fuhren. Doch diesmal liefen die Pferde im vollen Galopp, und fast wäre ich unter die Räder der Kutsche geraten.

Mir blieb eine Sekunde, um die Gesichter der verängstigten Touristen zu sehen, die sich auf dem Rücksitz festklammerten. Dann donnerte die Kutsche am Bürgersteig vorbei, schlin-

gerte über die Straße und geriet außer Sicht. Ich stemmte mich aus dem Rinnstein hoch und sah mich misstrauisch um. Fröhliches Gelächter hinter mir erklärte, warum das dicke alte Pferd versuchte hatte, einen neuen Geschwindigkeitsrekord aufzustellen. Eine Dunstschwade strich vorbei, kaum vom Nieselregen zu unterscheiden. Ich griff danach, metaphysisch gesprochen.

»Portia! Das war nicht lustig!«

Das Lachen erklang erneut, und vor mir erschien eine Südstaatenschönheit mit schwingendem Reifrock. »Oh, das war es doch. Hast du ihre Gesichter gesehen?« Heiterkeit funkelte in Augen, die einst blauer als meine gewesen waren. An diesem Abend hatten sie die Farbe der über den Himmel wogenden Wolken.

Ich kramte in meiner Handtasche und nahm ein Papierstaschentuch, um damit die Stiefel abzuwischen. »Ich dachte, du wolltest das nicht mehr tun. Mit wem willst du spielen, wenn du die Touristen verschreckst?« Es gab nicht viele Firmen, die glaubten, dass die Altstadt von Atlanta wie in Savannah oder Charleston groß genug war, um den Aufwand von Pferdekutschen zu rechtfertigen. Wenn Portia ihre Spielchen fortsetzte, war der Rest des südlichen Charmes, der die Zersiedelung überstanden hatte, dem Untergang geweiht. Dann beschränkten sich die historischen Traditionen Atlantas auf so altehrwürdige Einrichtungen wie die Welt von Coca-Cola, die CNN-Zentrale und das unterirdische Einkaufszentrum.

Portia zog einen so hübschen Schmollmund, dass ich vermutete, sie hatte ihn zu ihren Lebzeiten vor dem Spiegel geübt. »Du hast keinen Sinn für Spaß, Cassie.«

Ich warf ihr einen unglücklichen Blick zu, während ich versuchte, den Schlamm vom Leder der Stiefel zu wischen. Das Ergebnis meiner Bemühungen bestand darin, dass ich ihn

gleichmäßiger verteilte. »Man kann viel Spaß mit mir haben, aber nicht heute Abend.« Aus dem Nieseln wurde richtiger Regen, und die Tropfen fielen durch Portia auf die Straße. Ich hasste das. Es sah aus wie ein zu körniges Fernsbild. »Du hast nicht zufällig Billy Joe gesehen, oder?«

Ich nannte Billy Joe meinen Schutzengel, aber das stimmte nicht ganz. Er war mehr ein Nerver, der sich gelegentlich als nützlich erwies, doch zu diesem besonderen Zeitpunkt war ich nicht wählerisch. Billy war das, was von einem irisch-amerikanischen Spieler übrig geblieben war, der im Jahr 1858 eine Pokerrunde zu viel gewann. Mehrere aufgebrachte Cowboys hielten ihn zu Recht für einen Falschspieler, steckten ihn in einen Sack und warfen ihn in den Mississippi. Glücklicherweise hatte er kurz zuvor eine Gräfin um eine große, hässliche Halskette erleichtert, die eine Art übernatürliche Batterie darstellte: Sie nahm magische Energie aus der gewöhnlichen Welt auf und speicherte sie, bis sie gebraucht wurde. Als Billy Joes Geist den Körper verließ, fand er in der Kette ein neues Zuhause – er spukte so in ihr wie andere Geister an konventionelleren Orten wie zum Beispiel Krypten und Gräften. Sie verlieh ihm genug Kraft, um weiterzuexistieren, doch es waren meine gelegentlichen Spenden lebendiger Energie, die ihm Mobilität gaben. Ich hatte die Halskette mit siebzehn Jahren in einem Trödeladen gefunden, und seitdem bildeten Billy und ich ein Team. Natürlich konnte er für mich keine Nachricht zum Club bringen, wodurch es mir erspart geblieben wäre, ihn persönlich aufzusuchen. Aber er konnte Ausschau halten und mich warnen, wenn die bösen Buben zu nahe kamen. Vorausgesetzt natürlich, dass ich ihn fand, was manchmal ein wenig Geisterhilfe erforderte.

Es gab viele Geister in Atlanta, und die meisten von ihnen waren ganz gewöhnliche Spuken-wir-ein-bisschen-herum-

bis-man-uns-bemerkt-oder-wir-ganz-dahinschwinden-Typen wie Billy Joe. Hinzu kamen einige Schutzgeister und Gepräge, die allerdings nicht den Geistern zuzurechnen waren. Bei Geprägen handelte es sich um so etwas wie übernatürliche Kinos, die immer wieder den gleichen Film zeigten, bis man schreien mochte. Es war nicht unbedingt lustig, auf ein Gepräge zu stoßen, denn normalerweise präsentierten sie traumatische Szenen. Während der ersten Monate in Atlanta hatte ich meine freie Zeit damit verbracht, mir die Straßen meiner Gegend anzusehen und dabei insbesondere auf Geprägezonen zu achten. Ich fand etwa fünfzig, in denen es um den Brand der Stadt zur Zeit des Bürgerkriegs ging, aber die meisten von ihnen waren so schwach, dass sie mir nur leichtes Unbehagen bereiteten, mehr nicht. Doch es gab ein großes Gepräge zwischen meiner Wohnung und dem Reisebüro, und es zeigte einen Sklaven, der von mehreren Hunden zerfleischt wurde. Nachdem ich eines Tages mitten hineingeraten war, machte ich einen weiten Bogen darum. Ich hatte viele Erinnerungen, die ich lieber vergessen würde; die Albträume anderer Leute hatten mir gerade noch gefehlt.

Portia war kein Gepräge. Manchmal hielt ich sie für schlimmer. Sie gehörte zu den Geistern, die die tragischen Phasen ihres Lebens immer wieder erlebten, aber nicht wie in einem stumpfsinnigen Film. Sie waren regelrecht davon besessen und mit Menschen vergleichbar, die dem unwiderstehlichen Drang nachgeben müssen, sich fünfzigmal am Tag die Hände zu waschen. Und sie waren mobil, was bedeutete, dass sie einem folgten und rund um die Uhr sieben Tage in der Woche von den Dingen erzählten, die sie nicht in Ruhe ließen. Billy Joe hatte ich das schnell abgewöhnt. Er trauerte darüber, jung gestorben zu sein, und ständig sein Was-hätte-ich-für-ein-Leben-haben-können-Geschwafel in den Ohren

zu haben ... Früher oder später hätte es mich um den Verstand gebracht.

Unglücklicherweise befand sich Portia gerade in ihrem geschwätzigen Modus, und mehr als zehn Minuten vergingen, bis ich herausfand, dass sie Billy Joe nicht gesehen hatte – während dieser Zeit beschrieb sie mir detailliert, wie sie Elfenbeinknöpfe an ihr nie benutztes Hochzeitskleid genäht hatte. Typisch. Ich verbrachte den größten Teil meiner Zeit mit dem Wunsch, dass er endlich verschwinden sollte, und er war nur dann nicht da, wenn ich ihn brauchte. Offenbar sah man mir meinen Ärger an, denn Portia unterbrach sich mitten in einer Geschichte, in der es um zwei Offiziere ging, die sich um den letzten Platz auf ihrer Tanzkarte gestritten hatten. Es war eine ihrer Lieblingsgeschichten, und es missfiel ihr ganz offensichtlich, dass ich nicht mit voller Aufmerksamkeit bei der Sache war. »Du hörst nicht zu, Cassie. Stimmt was nicht?« Ein ärgerliches Schnippen mit dem spitzenbesetzten Fächer wies darauf hin, dass ich besser einen guten Grund haben sollte.

»Tony hat mich gefunden, und ich brauche Hilfe dabei, die Stadt zu verlassen. Aber zuerst muss ich zum Club und benötige jemanden, der Ausschau hält.«

Ich hatte die Worte kaum ausgesprochen, als ich sie auch schon bereute. Portias Augen wurden noch größer, und entzückt klatschte sie in die Hände. »Oh, das macht Spaß! Ich helfe dir!«

»Äh, das ist sehr großzügig von dir, Portia, aber ich glaube nicht ... Ich meine, es gibt viele Wege zum Club, und du könntest sie nicht alle überwachen.« Doch in Portias Augen zeigte sich bereits ein vertrauter stählerner Glanz, und ich gab sofort nach. Die meiste Zeit über war sie zuckersüß, aber wenn man sich ihren Zorn zuzog, konnten die Dinge schnell ungemütlich werden.

»Ich hole Hilfe«, versprach sie. »Es wird wie eine Party!« Sie verschwand mit wirbelndem Reifrock, und ich seufzte. Einige von Portias Freunden nervten noch mehr als sie selbst, aber wenigstens hatte ich jemanden, der Ausschau hielt. Und ich brauchte mir keine Sorgen darüber zu machen, dass Tonys Leute sie bemerkten. Selbst wenn er Vampire geschickt hatte – sie würden überhaupt nichts von ihr sehen.

So seltsam es auch klang: Viele Angehörige der übernatürlichen Gemeinschaft glaubten nicht an Geister. Oh, manche räumten ein, dass es gelegentlich eine geplagte Seele gab, die eine Zeit lang am Grab verharrte, bevor sie sich mit dem Unvermeidlichen abfand. Doch kaum jemand würde meinen Hinweisen glauben, dass viele Geister nach dem Tod zurückblieben, dass es viele verschiedene Arten von ihnen gab und wie aktiv sie sein konnten. Geister wie Portia und Billy Joe waren für die übernatürliche Gemeinschaft das, was Vampire für die Menschen waren: alte Geschichten und Legenden, mehr nicht. Es war eine seltsame Welt.

Einige Minuten später erreichte ich den Club, außer Atem und mit schmerzenden Füßen, aber unversehrt. Mich dort zu zeigen war natürlich eine sehr schlechte Idee. Selbst wenn mir niemand gefolgt war: Ein Dutzend Personen beim Reisebüro und in meinem Apartmenthaus wussten, dass ich dort einen Teilzeitjob hatte. Außerdem war der Club nur einen Häuserblock von der Peachtree entfernt, was mir zu denken gab. Für den Fall, dass es mich tatsächlich erwischte, nahm ich mir vor, zurückzukehren und bei Tony herumzuspuken. Nun, ich konnte die Stadt nicht verlassen, ohne meinen Mitbewohner zu warnen und eine Übereinkunft mit ihm zu treffen. Ich fühlte mich bereits schuldig genug, auch ohne mein Gewissen mit einem weiteren vermurksten Leben zu belasten.

Der Club mit seiner hohen Decke, den frei liegenden Stahl-

trägern, den graffitibeschrifteten Betonwänden und der riesigen Tanzfläche war größer als die meisten anderen, aber an diesem Abend drängten sich so viele Personen unter den herabhängenden Disco-Lampen zusammen, dass man einen klaustrophobischen Anfall bekommen konnte. Ich war dankbar für das Gewühl, denn dadurch sank die Wahrscheinlichkeit, dass mich jemand bemerkte. Ich schlüpfte durch den Hintereingang und stieß auf keine Probleme – jedenfalls nicht von der waffenschwingenden, mörderischen Art.

Einer der Barkeeper hatte sich krankgemeldet, und deshalb waren sie unterbesetzt. Als Mike mich sah, bat er mich sofort, für den fehlenden Burschen einzuspringen. Normalerweise hätte ich nichts dagegen gehabt, da mir mein gewöhnlicher Job kaum Trinkgeld einbrachte. An drei Abenden in der Woche las ich zudem Tarot-Karten, obwohl ich sie nicht mochte. Ich benutzte sie, weil man das von mir erwartete, aber ich brauchte nicht auf irgendwelche alten Bilder und Symbole zu starren, um zu wissen, was geschehen würde. Meine Visionen kamen in Technicolor und in Dolby Surround, und sie waren weitaus vollständiger. Doch die meisten Leute mochten, dass ich die Karten deutete, um ihnen zu sagen, was die Zukunft brachte. Wie ich schon sagte: Es fiel mir leichter, die üblen Dinge zu *sehen*. An diesem Abend lehnte ich die Möglichkeit ab, mir ein paar zusätzliche Dollars zu verdienen. Mir lag nichts daran, die letzte Stunde meines Lebens als Barkeeperin zu verbringen.

»Was gibt's Neues?«, rief mir Mike fröhlich zu und jonglierte in der Art von Tom Cruise mit Flaschen und Shaker, sehr zur Freude der vielen Gäste.

Ich seufzte und griff in die Handtasche. Meine Fingerschlossen sich um das schmierige Kartenspiel, das ich von meiner alten Gouvernante Eugenie zum zehnten Geburtstag be-

kommen hatte. In ihrem Auftrag hatte eine Hexe mit Humor einen Zauber auf die Karten gelegt, und ich führte sie bei mir, weil sie sich gut dafür eigneten, Kunden zu unterhalten. Doch die Prophezeiungen des karmischen Stimmungsrings neigten dazu, den Nagel auf den Kopf zu treffen. Ich hob die Karten, und eine von ihnen zeigte sich. Es war nicht die, die ich sehen wollte. »Der Turm«, erklang eine laute Stimme. Rasch steckte ich die Karten in die Handtasche zurück, ganz tief nach unten.

»Ist das gut?«, fragte Mike und ließ sich dann vom tiefen Ausschnitt einer Blondine ablenken. Ich nickte nur, eilte fort und verschwand in der Menge, bevor er mehr hören konnte. Die Stimme war nur noch ein dumpfes Krächzen aus meiner überfüllten Tasche, aber ich brauchte sie gar nicht zu hören, um zu wissen, was sie sagte. Der Turm bedeutete eine große, katastrophale Veränderung, nach der das Leben völlig anders war als vorher. Es hätte schlimmer kommen können, dachte ich – etwa mit dem Erscheinen des Todes –, aber das war kein großer Trost. Der Turm war vermutlich die am meisten gefürchtete Tarot-Karte. Der Tod konnte viele Bedeutungen haben, und die meisten von ihnen waren nicht wörtlich zu verstehen. Doch der Turm kündigte immer Scherereien für jemanden an, der sich ein ruhiges Leben wünschte. Ich seufzte – die übliche Geschichte.

Schließlich entdeckte ich Tomas im »Verlies«, Mikes Spitzname für den Keller. Mit einem Tablett leerer Gläser watete er durch ein Meer aus schwarz gekleideten Körpern. Er sah wie immer zum Anbeißen aus, vorausgesetzt, man stand auf geschmeidige Muskeln, eine Haut wie Honig auf Sahne und rabenschwarzes Haar, das die Taille berührte, wenn er es nicht zusammensteckte. Sein Gesicht war eigentlich zu zerklüftet, um attraktiv zu wirken – es schien nur aus Kanten zu bestehen –, aber die Zartheit einiger Züge machte das wieder

wett. Das Haar hing ihm nicht ins Gesicht, sondern bildete einen Zopf, ein sicheres Zeichen dafür, dass er arbeitete, denn am liebsten trug er es offen. Aber einige Strähnen hatten sich gelöst und wogten hin und her. Die Kleidung hatte Mike ausgewählt: ein schwarzes Seidenhemd im Spinnwebenmuster, das mehr zeigte als bedeckte, eine schwarze, hautenge Jeans und hohe schwarze Lederstiefel. Er sah aus, als sollte er in einem Striplokal auftreten, anstatt zu kellnern. Aber der exotische, Es-haut-dich-fast-vom-Hocker-Sexappeal törnte viele Gruftis an, und mir war er auch nicht unbedingt ein Dorn im Auge.

Mike war vor etwa einem Jahr zu dem Schluss gelangt, dass es in Atlanta genug Country-and-Western-Bars gab, und deshalb hatte er seine Kneipe oben in eine progressive Oase und unten in einen Gruftitraum verwandelt. Einige ältere Herrschaften vor Ort hatten gebrummt und gemurrt, aber die Jugend war begeistert. Tomas schien zusammen mit dem Dekor für das neue Etablissement geplant worden zu sein, und es war auch und vor allem ihm zu verdanken, dass der Laden lief. Aber es störte mich ein wenig, dass er die halbe Nacht damit verbrachte, Anmache abzuwehren. Ich ging zumindest davon aus, dass er sich dagegen sträubte, denn er brachte nie jemanden mit nach Hause. Doch manchmal fragte ich mich, ob es angesichts seines Backgrounds wirklich klug von mir gewesen war, ihm ausgerechnet einen solchen Job zu verschaffen.

Tomas sah viel besser aus als bei unserer ersten Begegnung, die in einem hiesigen Obdachlosenasyll stattgefunden hatte – sein leerer Blick war mir aus meiner eigenen Zeit auf der Straße vertraut gewesen. Lisa Porter, Verwalterin des Obdachlosenheims und seine selbst ernannte Glucke, stellte uns vor, als ich mal wieder als ehrenamtliche Helferin vorbeischaute. Wir kamen ins Gespräch, als wir gespendete Altkleidung zu

drei Haufen sortierten: brauchbar, reparaturbedürftig und nur-noch-als-Putzlappen-zu-verwenden. Es war bezeichnend für Tomas' Persönlichkeit, dass ich noch am gleichen Abend mit Mike über ihn sprach und er am nächsten Tag nach einem kurzen Vorstellungsgespräch eingestellt wurde. Mike meinte, er hätte nie einen besseren Angestellten gehabt: nie krank, keine Klagen und traumhaftes Aussehen. Beim letzten Punkt war ich nicht so sicher. Meiner Ansicht nach benötigte er einen Pickel oder eine Narbe, irgendeinen Makel auf der glatten goldenen Haut, damit er realer wirkte. Er ähnelte den Untoten mehr als die meisten Vampire, die ich kannte, und obendrein hatte er das gleiche sichere Auftreten. Aber er lebte, und solange ich mein total verhextes Selbst von ihm fernhielt, würde er vermutlich am Leben bleiben.

»Hast du einen Moment Zeit, Tomas?«

Ich bezweifelte, dass er mich hörte, denn der DJ sorgte für fast schmerzhaft laute Musik, aber er nickte. Normalerweise wäre ich noch nicht da gewesen, und daraus schloss er, dass irgendetwas anlag. Wir bahnten uns einen Weg durch die Menge, was mir einen bitterbösen Blick von einer Frau mit violetten Rastalocken und schwarzem Lippenstift einbrachte – sie war sauer, weil ich ihr die Hauptattraktion nahm. Oder vielleicht hielt sie nichts von meinem Happy-Face-T-Shirt und den Ohringen. Bei der Arbeit versuchte ich, dem Grufti-Outfit so nahe wie möglich zu kommen, ohne zu grässlich auszusehen – schwarze Sachen standen Rotblonden nicht besonders gut –, denn ich hatte schon nach kurzer Zeit festgestellt, dass man eine Wahrsagerin in Pastellfarben nicht besonders ernst nahm. Doch an meinen freien Tagen beanspruchte ich das Recht, nicht so auszusehen, als wollte ich zu einer Beerdigung gehen. Mein Leben war auch so schon deprimierend genug.

Wir traten hinter die Theke und gingen ins Hinterzimmer. Dort war es ruhiger, was bedeutete, dass wir uns verstehen konnten, wenn wir dicht beieinanderstanden und riefen. Doch der Lärm war weniger ein Problem, als Tomas ins Gesicht zu sehen und zu überlegen, was ich sagen sollte. Wie ich war er schon früh auf der Straße gewesen. Und im Gegensatz zu mir hatte er nur sich selbst anbieten können. Wenn ich ihn nach seiner Vergangenheit fragte, bekamen seine Augen einen sonderbaren Glanz, der mir Unbehagen bereitete, und deshalb vermied ich es, dieses Thema anzuschneiden. Aber wahrscheinlich handelte es sich um eine Variante der üblichen Angelegenheit. Die meisten Straßenkinder hatten die gleiche Geschichte zu erzählen: Sie waren gebraucht, missbraucht und dann mit dem Müll hinausgeworfen worden. Ich hatte gedacht, ihm einen Gefallen zu tun, als ich ihm mein Gästezimmer gab und außerdem dafür sorgte, dass er einen ordentlichen Job bekam. Aber ein Teil von Tonys Zorn war ein hoher Preis für sechs Monate Stabilität.

Um Tomas' Sicherheit zu gewährleisten, wäre es besser gewesen, ihn woanders unterzubringen, aber das ließ sich kaum bewerkstelligen – er hätte vermutlich den Eindruck gewonnen, dass ich ihn hinauswerfen wollte. Ein Teil des Problems bestand darin, dass sich keiner von uns dem anderen öffnete, und es half nicht, dass wir einen schwierigen Anfang gehabt hatten. Als ich an jenem Abend, an dem er bei mir eingezogen war, aus dem Bad kam, lag er nackt auf meinem Bett, das Haar wie ein großer Tintenfleck auf dem weißen Laken. Ich stand mit meinem Winnie-the-Pooh-Handtuch da und starrte ihn groß an, während er sich wie eine große Katze auf dem Federbett streckte, ganz Geschmeidigkeit und Anmut. Er war völlig unbefangen, und ich erkannte den Grund dafür – wie ein halb verhungertes Straßenkind sah er gewiss nicht aus.

Ich hatte ihn nie nach seinem Alter gefragt, nahm aber an, dass er jünger war als ich. Was bedeutete, dass er für jenen besonderen Blick viel zu jung war.

Gegen meinen Willen beobachtete ich, wie seine langfingerige Hand langsam von der Brustwarze bis zu den Lenden strich. Es war eine unmissverständliche Einladung, und es dauerte einige Sekunden, bis ich wieder einen klaren Kopf bekam und begriff, was vor sich ging. Offenbar glaubte er, für das Zimmer auf die Weise bezahlen zu müssen, an die er gewöhnt war. Auf der Straße gab es nichts gratis. Als ich Geld abgelehnt hatte, musste er angenommen haben, dass ich anderweitig bezahlt werden wollte. Ich hätte versuchen sollen, ihm zu erklären, dass ich mein ganzes Leben lang missbraucht worden war und gewiss nicht damit anfangen wollte, das jemand anderem anzutun. Wenn ich zu solchen Worten bereit gewesen wäre, hätten wir vielleicht das eine oder andere klären können. Stattdessen rastete ich aus und warf ihn aus dem Schlafzimmer, zusammen mit der Decke, die ich rasch über ihn geworfen hatte. Ich wusste nicht, was er davon gehalten hat, denn er kam nie auf jenen ersten Abend zu sprechen. Schließlich fanden wir zu einer mehr oder weniger entspannten Routine und teilten uns wie in einer ganz gewöhnlichen Wohngemeinschaft die Hausarbeit sowie das Kochen und Einkaufen. Aber wir hüteten beide unsere Geheimnisse. Manchmal ertappte ich ihn dabei, wie er mich mit einem seltsamen Gesichtsausdruck beobachtete – vielleicht wartete er darauf, dass ich ihn wie alle anderen zuvor verließ. Ich bedauerte sehr, dass ich genau das jetzt tun musste.

»Hast du heute früher Schluss gemacht?« Tomas berührte mich an der Wange, und ich wich zurück, weil ich etwas weiter von den vertrauensvoll blickenden Augen entfernt sein wollte. Ich musste ihn enttäuschen, die Umstände zwangen

mich dazu, aber ich freute mich ganz sicher nicht darauf, Kummer in seinem Gesicht zu sehen und zu beobachten, wie sich sein Vertrauen in Menschen auflöste, das er durch mich zurückgewonnen hatte.

»Nein.« Ich trat aufs andere Bein und suchte nach Worten, die nicht nach einer persönlichen Zurückweisung klangen. Es war nicht seine Schuld, wenn mein Leben schon wieder den Abfluss hinunterging. »Ich muss dir etwas Wichtiges mitteilen. Bitte hör mir zu und mach, was ich dir sage, ja?«

»Du gehst weg.« Es war mir ein Rätsel, woher er das wusste. Vielleicht sah er es mir an. Sicher erlebte er so etwas nicht zum ersten Mal.

»Mir bleibt keine Wahl.« Wir gingen durch die Hintertür nach draußen und die Treppe zur Straße hoch. Viel zu sehen gab es nicht, aber wenigstens war es ruhiger. Die Luft roch nach Regen, es hatte geneselt, doch der Wolkenbruch, der sich am Nachmittag angekündigt hatte, ließ noch immer auf sich warten. Wenn ich mich beeilte, schaffte ich es vielleicht noch bis zum Busbahnhof, bevor es richtig zu gießen begann. »Ich habe dir doch erzählt, dass vor einer Weile ziemlich schlimme Dinge passiert sind, Erinnerst du dich?«

»Ja, aber jetzt gibt es nichts mehr zu befürchten. Ich bin da.« Tomas lächelte und sah mich auf eine Weise an, die mich beruhigte. Ich wollte nicht, dass er mich lieb hatte oder vermisste. Verdammt, das lief alles andere als gut. Ich beschloss, die Zurückhaltung aufzugeben und es mit einer direkteren Vorgehensweise zu versuchen.

»Schwierigkeiten sind im Anmarsch, und ich muss weg sein, bevor es richtig rundgeht.« Als Erklärung taugte das nicht viel, aber wie sollte man jemandem sagen, dass einem der Vampir-Gangster, bei dem man aufgewachsen war und den man ruinieren wollte, nach dem Leben trachtete? Tomas

konnte die Welt, aus der ich stammte, gar nicht verstehen, und ich hatte nicht genug Zeit, für ihn alles auseinanderzuklämüßern. »Du kannst den Kram in der Wohnung haben, aber bring meine Sachen zum Obdachlosenheim. Lisa kann sie dort gut gebrauchen.« Ich bedauerte, meine sorgfältig zusammengestellte Garderobe aufgeben zu müssen, aber das ließ sich leider nicht ändern.

»Cass ...«

»Ich rede mit Mike, bevor ich gehe. Er hat bestimmt nichts dagegen, wenn du dich hier für ein oder zwei Wochen einquartierst. Für den Fall, dass jemand in der Wohnung nach mir sucht. Du solltest dich besser eine Zeit lang von ihr fernhalten.« Es gab eine Atelierwohnung ganz oben im Gebäude, ein Überbleibsel aus der Zeit, als Inhaber noch über ihren Geschäften wohnten. Mike hatte sie recht oft benutzt; sie sollte also in einem guten Zustand sein. Und mit dem Wissen, dass Tomas dort unterkam, hätte ich mich viel besser gefühlt. Die Vorstellung, dass einige zornige Vampire auf der Suche nach mir in die Wohnung platzten und dort Tomas vorfanden, gefiel mir ganz und gar nicht.

»Cassie.« Vorsichtig ergriff er meine Hand, als fürchtete er, ich könnte sie fortziehen. Seit dem Missverständnis am ersten Abend nahm er an, dass ich in Bezug auf körperliche Kontakte verklemmt war. Ich ließ ihn in seinem Glauben, weil ich vermeiden wollte, einen falschen Eindruck zu machen, und ehrlich gesagt: Es fiel mir leichter, anständig zu bleiben, wenn ich eine gewisse Distanz zwischen uns wahrte. Es reichte ihm bestimmt, dass man ihm bei der Arbeit auf den Pelz rückte. »Ich begleite dich.« Er sagte es ganz ruhig, als wäre es die logischste Sache auf der Welt.

Ich wollte ihn nicht verletzen, aber ich konnte nicht einfach dastehen und mit ihm diskutieren, während ein Mörder hin-

ter mir her war. »Das geht nicht. Tut mir leid, aber zwei Personen sind leichter zu finden als eine, und außerdem: Wenn ich gefasst werde ...« Ich brach ab. Mit welchen Worten sollte ich ihm sagen, wie schlimm es war, ohne dabei völlig durchgeknallt zu klingen? Bestimmt hatte Tomas genug seltsame Dinge auf den Straßen gesehen, um aufgeschlossener zu sein als die Bullen, die jeden, der über Vampire faselte, wie einen Junkie oder Irren behandelten. Aber selbst wenn es eine Möglichkeit gegeben hätte, ihm alles zu erklären – die Zeit reichte nicht.

»Es tut mir wirklich leid, aber ich muss weg.« Auf diese Weise wollte ich nicht von ihm Abschied nehmen. Es gab viele Dinge, die ich Tomas nicht gesagt hatte, weil sie vielleicht so klangen, als wollte ich ihn anbaggern. Jetzt hätte ich alles sagen können, was ich wollte, aber ich musste gehen.

Ich wandte mich ab, doch Tomas hielt meine Hand fest, und sein Griff war erstaunlich fest. Bevor ich ihn auffordern konnte, mich loszulassen, fühlte ich mich von einem sehr vertrauten und ganz und gar unwillkommenen Gefühl erfasst. Etwas Kälteres, Dunkleres und weitaus weniger Freundliches ersetzte die feuchtwarme Abendluft. Ich wusste nicht, was Nichtsensitive in der Gegenwart von Vampiren empfanden, aber ich hatte es mein ganzes Leben gespürt, wenn einer in der Nähe war. Es war wie in dem Spruch, dass man merkte, wie jemand über das eigene Grab ging. Es lief einem irgendwie kalt über den Rücken, und gleichzeitig gewann man den Eindruck, dass etwas nicht stimmte. Bei Geistern hatte ich nie ein solches Gefühl, im Gegensatz zu vielen Normalos, wohl aber bei Vampiren. Ich hob den Kopf und sah eine dunkle Gestalt, deren Silhouette sich für einen Moment vor dem Licht der Straßenlaternen abzeichnete, bevor sie in der Dunkelheit der Nacht verschwand.

»Verdammt!« Ich holte meine Waffe hervor und schob Tomas in den Lagerraum zurück. Was allerdings kaum half. Wenn Tony Vampire hinter mir hergeschickt hatte, so brauchten wir mehr Schutz, als eine gewöhnliche Tür bieten konnte. Ich hatte gesehen, wie Tony eine Tür aus massiver Eiche mit einer kurzen Bewegung seiner feisten, mit Ringen geschmückten Hände aus den Angeln gerissen hatte, nur weil er den Schlüssel nicht fand und in schlechter Laune war.

»Was ist los?«

»Ich habe jemanden gesehen, den ich nicht sehen möchte.« Ich richtete den Blick auf Tomas, und eine plötzliche Vision zeigte mir sein Gesicht blutüberströmt und die Augen mit dem leeren Blick des Todes. Es war kein *Sehen*, nur meine Phantasie, die sich wie üblich den schlimmsten Fall ausmalte, doch es half mir dabei, die Prioritäten zu setzen. Die Vampire würden nicht in den Club stürmen und auf der Suche nach mir ein Massaker anrichten. Tony fürchtete den Senat zu sehr, als dass er sich auf einen Massenmord einlassen würde, aber bestimmt zögerte er nicht, das eine oder andere Gassenkind zu erledigen, das ihm in den Weg geriet. Mit der gleichen Haltung hatte er mich im Alter von vier Jahren zur Waise gemacht, um die alleinige Kontrolle über meine Fähigkeiten zu bekommen. Meine Eltern waren ein Hindernis für seinen Ehrgeiz gewesen, und deshalb mussten sie verschwinden. Ganz einfach. Und der Senat würde keinen Wirbel um etwas machen, das man auf gewöhnliche Bandenaktivität zurückführen konnte. Die erste Priorität, so entschied ich, bestand darin, Tomas aus der Schusslinie zu bringen. »Ich muss von hier verschwinden, um nicht alle anderen in Gefahr zu bringen. Aber jetzt ... Man hat uns zusammen gesehen, und das könnte bedeuten, dass sie es auch auf dich abgesehen haben. Vielleicht glauben sie, dass du weißt, wohin ich unterwegs bin.«

Ich zog Tomas mit mir durch den Lagerraum und überlegte fieberhaft. Es war dumm von mir gewesen, hierherzukommen und ihnen Gelegenheit zu geben, mich mit Tomas zu sehen. Obwohl die Leute im Club dauernd das Gegenteil hörten: Die Hälfte von ihnen hielt ihn und mich für ein Paar. Wenn Tonys Burschen Fragen stellten und das hörten, würden sie ihn zu Tode foltern bei dem Versuch, mich zu finden. Ich hätte es besser wissen und mich auf keine Beziehung mit jemandem einlassen sollen, nicht einmal auf eine platonische. Ich war wie eine Art Gift: Wer in meine Nähe kam, konnte von Glück reden, wenn er einfach nur starb. Irgendwie musste ich Tomas fortbringen, und wie ich konnte er nicht hoffen, jemals zurückzukehren. Ein tolles neues Leben, zu dem ich ihm da verholffen hatte.

Es gab da auch das Problem, dass der Vampir nichts gegen uns unternommen hatte und einfach verschwunden war. Ich hatte beobachtet, wie sie den Anschein erweckten, sich einfach in Luft aufzulösen – so schnell konnten sie sich bewegen. Jene Sekunden wären für den Vampir Zeit genug gewesen, blitzschnell wie eine Schlange zuzuschlagen oder mich aus sicherer Entfernung zu erschießen. Eigentlich brauchten Vampire keine Waffen gegen Sterbliche, aber der Senat wollte, dass solche Dinge so normal wie möglich aussahen, und deshalb trugen die meisten Halunken in Tonys Diensten Knarren bei sich. Vermutlich ging er davon aus, dass ich ebenfalls bewaffnet war, aber ich bezweifelte, dass er mein Schießseisen fürchtete, selbst wenn er gewusst hätte, wie schlecht ich damit umgehen konnte. Ich durfte bestenfalls hoffen, ihn ein wenig aufzuhalten. Nein, ich lebte nur deshalb noch, weil der Vampir dort draußen die Anweisung hatte, sich an die Regeln zu halten. In der Todesnachricht war von zwanzig Uhr dreiundvierzig die Rede gewesen, und dabei blieb es. Ich glaubte zu

hören, wie Tony der Familie sagte, dass er ein letztes kleines *Sehen* für seine Prophetin arrangiert hatte, und diesmal brauchte sie die Arbeit nicht einmal selbst zu leisten. Ich fragte mich, ob sie beabsichtigten, mich hier zu töten und dann zur Peachtree zu tragen. Oder wollten sie mich geistig überwältigen und selbst dorthin gehen lassen wie das sprichwörtliche Lamm zur Schlachtbank? Ich wollte das eine ebenso vermeiden wie das andere.

Ich befeuchtete meine trockenen Lippen. »Hier. Setz das auf und hol deine Jacke. Steck dein Haar zusammen.« Mike hatte eine seiner vielen Baseballmützen in einem Regal liegen lassen, und ich nahm sie, obwohl all das Haar sicher nicht darunterpasste. »Wir müssen jemanden finden, der eine Kapuzenjacke hat, die er dir leihen kann. Du bist zu leicht zu erkennen.« Vielleicht war einer der Gruftis bereit, uns einen Umhang zu überlassen. Wenn ich in der Lage war, Tomas ein anderes Erscheinungsbild zu geben ... Dann konnte er vielleicht entkommen, während sich die Vampire auf mich konzentrierten.

»Hör zu, Cassie. Es gibt da ...«

Ich fand nie heraus, was Tomas mir sagen wollte, denn genau in diesem Moment sprang die Tür so auf, als hätte sie gar kein Schloss, und fünf große Vampire stürmten herein. Sie sahen aus wie Linebacker, die eine Grunge-Band gegründet hatten: dicke Muskeln und schulterlanges, schmieriges Haar.

Für einen Moment starrten wir uns nur an, ohne dass sich jemand bewegte. Die Größe spielte bei den Untoten kaum eine Rolle, aber Tony mochte das Eindrucksvolle, wegen des Einschüchterungsfaktors, nahm ich an. Es funktionierte – ich fühlte mich eingeschüchtert. Der Umstand, dass die Burschen gar nicht versuchten, ihre wahren Gesichter unter freundlichen Masken zu verbergen, war wenig hilfreich. Ich wusste,

wie ein Vampir bei der Jagd aussah – ich hatte es oft genug gesehen –, und trotzdem blieb es albtraumhaft. Mir blieb noch Zeit genug, mich zu fragen, ob ich mir wegen Albträumen Sorgen machen musste, und dann sprangen die Vampire auf uns zu. Ich verpasste einem von ihnen eine Kugel in die Herzgegend, doch das hielt ihn nicht auf, was mich kaum überraschte. Es spielte auch gar keine Rolle. Ich hatte gewiss nicht damit gerechnet, gegen fünf Vampire anzutreten. Einer solchen Übermacht stand ich hilflos gegenüber – Tony schien noch zorniger auf mich zu sein, als ich gedacht hatte.